

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 23 (1919-1920)
Heft: 4

Artikel: Unser Schweizerhaus im Lichte der Zahlen
Autor: Kollbrunner, Ulr.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662089>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

klärte er mit feierlicher Stimme: „Was alt ist, macht uns ja immer einen ehrwürdigen Eindruck, aber wenn Altes obendrein schön ist wie hier, dann gewährt es einem hohen Genuß einen solchen Einblick in die Vergangenheit zu tun.“

Offenbar ging ihm ein neues Verständnis auf. Vielleicht waren ihm die sogenannten Vornehmen bisher ein unverständlicher Begriff gewesen, über den er von seinem Standpunkt aus wohl zuweilen geschimpft haben mag, weil's die Überlieferung so wollte. Nun schachtelte er sie urplötzlich geschichtlich ein, fand sich mit ihnen zurecht und freute sich sogar, daß ihre Spuren nicht verwischt sind, daß ich fest in ihren Stufen stehe.

Der Händedruck, mit dem mir der schlichte Mann dankte, war wie ein Guldigungsakt, der dem historischen alten Zürich galt. (Schluß folgt.)

It ein Kräutlein, das heißt Bitterkeit...

Ist ein Kräutlein, das heißt Bitterkeit,
Sprießt in manchem Lebensgarten;
Ist verwachsen dort in herbem Leid,
Und im Leid muß stets der Mensch sein' warten.

Will das Kräutlein dir im Herzen sprießen,
Laß es nicht zu tief dort Wurzeln fassen,
Daß nicht Kräfte sich darein ergießen,
Die für andres Wachstum besser passen.

Trachte unentwegt es zu vernichten,
Und an seiner Stelle säe neue
Edle Samen: Güte, Nächstenpflichten
Und den Glauben an die Menschentreue.

Johanna Siebel.

Unser Schweizerhaus im Lichte der Zahlen.*)

Von Hr. Kollbrunner, Sekundarlehrer, in Zürich 2.

Der Weltkrieg hat uns viel gelehrt. Wir wurden aufmerksam gemacht auf Dinge, an denen wir früher achtlos vorübergingen. Wir achten wegen der Teuerung auf alle Preise, bringen der Landwirtschaft das größte Interesse entgegen und lesen mit Begierde die Berichte, die uns eine Verschlimmerung oder Verbesserung melden. So mögen auch die folgenden Ausführungen Beachtung finden, obwohl sonst trockenes Zahlenmaterial oder bloße statistische Zusammenstellungen wenig Unterhaltung zu bringen vermögen.

Die Schweiz birgt auf ihren 41,298 Quadratkilometer 3,750,000 See-

*) Viele Mitteilungen sind den vortrefflichen Lehrbüchern der Professoren Dr. Letzsch und Dr. Klückiger entnommen.

len. Der Viktoria-Niansasee in Zentralafrika ist mehr als anderthalbmal, die Insel Neuguinea im Nordosten Australiens ist 19mal, China ist 96 mal größer als unser Vaterland. Die Schweiz ist 200 Kilometer breit und 350 Kilometer lang. Sie ist so gebirgig, daß mehr als die Hälfte ihrer Fläche (58%) dem Alpenlande angehört. Trotzdem erzeugt sie fast keine Kohlen, dagegen viel T o r f. Im Jura hat es zum Beispiel in der Gegend von Les Ponts und La Sagne ein Moorgebiet, das sich auf 14 Kilometer Länge erstreckt. Werden jährlich 40,000 Karren Trockentorf verkauft, so dauert der Abbau noch mehr als 100 Jahre. Im Jura ist bekanntlich auch die U h r e n - i n d u s t r i e zu Hause, die sich bis dahin siegreich auf der ganzen Welt behauptet hat. Führte doch allein die jurassische Fabrikation im Jahr 1912 für 147 Millionen Franken aus; daran ist das 38,000 Einwohner zählende „Dorf“ La Chaux-de-Fonds mit 70 Prozent beteiligt. Seine 350 Fabrikanten beschäftigen 7500 Uhrmacher, von denen jeder seine bestimmte Arbeit hat, indem jede Uhr 150 S o n d e r a r b e i t e n zeigt.

An Kochsalz sind wir reicher als an Kohle, da wir jedes Jahr 550,000 Zentner gewinnen. Wegen der Bodengestaltung kosten uns die F l u ß k o r - r e k t i o n e n, Wildbachverbauungen und Entsumpfungen viel Geld. Der Bund leistete in 60 Jahren den Kantonen Beiträge in der Höhe von fast 100 Millionen Franken. Die S e e n wirken im Winter wie eine Warmwasserheizung. So soll zum Beispiel der Bodensee im Winterhalbjahr soviel Wärme an seine Umgebung abgeben, als durch die Verbrennung von 23 Millionen Tonnen Steinkohle erzeugt würde. Übrigens werden mit der Zeit a l l e S e e n v e r s c h w i n d e n, nämlich ausgefüllt sein. In 20 bis 30,000 Jahren gibt es keinen Bodensee mehr; er ist einmal bis Sargans gegangen. Eben soweit reichte vor Tausenden von Jahren der vereinigte Zürichersee-Wallensee, während der Vierwaldstättersee bis Erstfeld ging und der vereinigte Thun-Brienzersee in Meiringen endigte. Eine große Gefahr hat die e i n s e i t i g e B e b a u u n g oder Ausnützung des produktiven Bodens während des Krieges gezeigt. Nur 6 Prozent von ihm waren mit Getreide bepflanzt worden, weil der Ackerbau immer teurer wurde und wir billiger ungarisches, rumänisches, russisches, südwestsibirisches, nordamerikanisches und argentinisches Brot aßen. So hatten wir nur für 60—80 T a g e e i g e n e s B r o t. Überhaupt könnte unser Land aus dem natürlichen Bodenertrag von seinen $3\frac{3}{4}$ Millionen Einwohnern kaum 2 Millionen ernähren. Allein die G e t r e i d e - und M e h l e i n f u h r kostet uns jährlich 200 Millionen Franken; selbst die Z u c k e r e i n f u h r verschlingt 40 Millionen. Wir essen auch gerne F l e i s c h w a r e n und G e f l ü g e l, indem der Posten für Schlachtvieh, Fleisch, Geflügel, Wurstwaren und Schmalz die Kleinigkeit von 112 Millionen ausmacht. Dazu trinken wir wasser, damit das Sprichwort „Trinken wie ein Schweizer“ an Wahrheit nicht verliere, indem wir jährlich noch für etwa 48 Millionen F r a n - k e n W e i n einführen. Um das alles zu bestreiten, muß Geld verdient werden. Wir werfen uns deshalb zum Beispiel auf die S e i d e n i n d u s t r i e und exportieren für etwa 215 Millionen Franken. Die Ausfuhr mit B a u m w o l l p r o d u k t i o n ist großen Schwankungen unterworfen, beträgt aber doch auch etwa 60 Millionen. An erster Stelle unter den schweizerischen Industrien steht die S t i c k e r e i mit einem Ausfuhrwert von 207 Millionen, weil hier der Stoffwert gegenüber der Arbeit eine unterge-

ordnete Rolle spielt. Auf rühmlichster Höhe hält sich die Eisen- und Maschinenindustrie, welche für 114 Millionen Franken Erzeugnisse in alle Länder der Welt sendet. Zu meiner großen Freude traf ich auf meinen Reisen überall schweizerische Monteure. Chemische Produkte senden wir für 58 Millionen, Schokolade für 47 Millionen in die Welt hinaus.

In einem so gebirgsreichen Lande, wie die Schweiz eines ist, sind die Verkehrswege oft nur unter Überwindung der größten Schwierigkeiten und nur mit außerordentlichen Kosten zu erstellen. Der Simplontunnel ist mit seinen 20 Kilometer Länge der längste Tunnel der Erde; vorher war es der Gotthardtunnel mit 15 Kilometern. Selbst die unrentable Lötschberglinie erforderte die Durchbohrung eines Tunnels von 13 Kilometer Länge. Liegen zudem die Scheitelhöhen hoch, weil man den Tunnel nicht noch mehr verlängern wollte, wie beim Lötschberg (1245 m) und beim Gotthard (1154 m), so gibt es viel verlorenes Gefälle, weil die schweren Züge zwecklos in große Höhen geführt werden müssen, um sie dann ins folgende Tal herunterfallen zu lassen.

Die Alpenstrafen suchen sich ihren Weg durch die Gebirgseinsattelungen hindurch und bewegen sich in einer Höhe von 2000—2500 Meter. Sie führen häufig an Gletschern, den prächtigen Eisströmen, vorbei, unter welchen der 24 Kilometer lange Mletschgletscher an Länge alle übrigen übertrifft. Die Höhe der Schneegrenze ist verschieden je nach der Sonnen- oder Schattenseite und namentlich auch abhängig von der Masseenerhebung, von der Höhe des Gebirges. Beim Säntis steigt sie auf 2400 Meter, beim viel höheren Monte Rosa auf 3260. Die Gletscher rutschen langsam ins Tal und rücken im Jahr 35—100 Meter vorwärts, sodaß ein Eisteilchen vom Gipfel der Jungfrau bis zum Ende des Mletschgletschers 450 Jahre braucht (Letsch). Je mächtiger und steiler die Eisströme sind, desto tiefer hinab reichen sie. Sie können sogar bis zur Kulturregion gelangen; so findet der untere Grindelwaldgletscher erst bei 1200 Meter, das Mer de Glace vom Mont Blanc her erst bei 1100 Meter sein Ende. Im Wallis speist die „Gletschermilch“, die in 207 Wasserleitungen an Felswänden vorbei und über Abgründe geführt wird, als „heiliges Wasser“ (Heer) die regenarmen, heißen Abhänge und Täler.

Kommen die Gletscher nur ganz langsam in die Tiefe herunter, so stürzen dafür die donnernden Lawinen mit furchtbarem Luftdruck ins Tal. Auf 9368 Zügen bringen sie uns den Höhengschnee, und um ihnen etwas vorzubeugen, haben wir 280 große Lawinenverbauungen ausgeführt. Eine große Einnahmequelle bilden unsere Mineralquellen, deren wir über 600 besitzen, und zu welchen die Einheimischen und Fremden als Kranke und Kurbedürftige zu vielen Tausenden kommen. Was auch nur noch ein bißchen anbaufähig ist, wird benutzt; bis zu großen Höhen ziehen sich die menschlichen Ansiedelungen hinauf, wie Lü im Münstertal (1918 Meter), Cresta im Avers (1956 Meter) und Jus im gleichen bündnerischen Hochtal mit seinen 2133 Meter, als höchstes Dörflein der Alpen überhaupt.

Seitdem die Luft- und Sonnenbäder immer mehr an Bedeutung gewinnen, entstehen auf den Höhen Licht- und Luftsanatorien, und es ist geradezu unglaublich, wie auf sonniger Höhe die Luft kalt, die Wärme an der Sonne aber herrlich sein kann. In dem 1650 Meter hoch gelegenen

Davos betrug an einem Dezembertag die höchste Lufttemperatur $-12,8^{\circ}$; an der Sonne war die Wärme morgens 9 Uhr $25\frac{1}{2}^{\circ}$ und nachmittags $1\frac{1}{2}$ Uhr $38\frac{1}{2}^{\circ}$. Mit zunehmender Höhe nimmt natürlich die Temperatur ab; ja mit 100 Meter Steigung vermindert sich der Alpenommer schon um $1\frac{1}{2}$ Tage. Die Pflanzenwelt verschwindet ziemlich rasch mit der Höhe. Am höchsten steigt die Arve oder Zirbelkiefer, im Engadin bis 2426, am Mittagshorn südlich von Saas-Fee bis 2585 Meter.

Ungemein verschieden ist die jährliche Regenmenge. Während das trockene Sitten nur 636 Millimeter aufweist, regnet es in Lugano soviel, daß das Wasser ohne Abfluß und Verdunstung auf 1,701 Meter ansteigen würde. Sitten hat nur 82, Zürich 156, Engelberg 165 Regentage. Weil bei uns die Wiesen und Weiden die größte Fläche einnehmen, ist die Schweiz ein Viehzucht treibendes Land, dessen Viehwert 700 Millionen Franken beträgt, während sich der jährliche Milch-ertrag auf 350 Millionen beläuft. Sogar der natürliche Dünger hat 150 Millionen Franken Wert. Die Bienen sammeln zu wenig Honig, weshalb wir für 300,000 Franken einführen. Die Hühner legen zu wenig Eier, so daß wir für den Mangel jährlich 20 Millionen verausgaben. Das Speiseöl bezahlen wir mit 10 Millionen, den Kaffee mit 18 Millionen, Malz und Hopfen mit 24 Millionen Franken, und wir Biertrinker führen trotzdem noch für 4 Millionen fremdes Bier ein. Ja wahrlich, wir sind eine teure, nichts weniger als anspruchlose Familie, und es nimmt einen nur wunder, woher der Familienvater, das Land, all das Geld hernimmt. Selbstverständlich beziehen sich alle Zahlen auf die Zeit vor dem Kriege. Anormale Kriegszeiten geben natürlich nie einen Maßstab.

Ein Gebirgsland wie die Schweiz mit den vielen Wäldern hat nicht einmal genug Holz, sondern führt für 35 Millionen Franken mehr ein als aus. Dazu kommt der Jammer und die Abhängigkeit wegen der Kohlen, deren Einfuhr uns jedes Jahr 100 Millionen Franken entzieht. Und da muß ein großer Tadel ausgesprochen werden. Die Schweizer galten sonst als klug; aber sie stehen manchmal viel zu spät auf. Kein Land hat auf gleicher Fläche soviele Wasserkräfte wie wir. Aber unsere Wildbäche schleudern ihre Wasser noch zum größten Teil unbenutzt von den Höhen herunter. Sie könnten 4 Millionen Pferdekkräfte liefern; aber erst der fünfte Teil ist gewonnen worden. Wie könnten wir durch Bildung elektrischer Kraft die Kohlenarmut schadlos und uns vom Ausland unabhängig machen! Grausam mußten wir die Unterlassungssünde fühlen während des Krieges. Man habe für die Gewinnung der Wasserkräfte kein Geld gehabt, wird gesagt. Wenn eine Anlage gut rentiert, und das wäre der Fall gewesen, so findet sich das Geld immer. Wir haben jetzt $1\frac{1}{2}$ Milliarden Kriegsschulden und werden sie bezahlen. Das Geld wird hergeschafft und zwar ohne Rendite. Wer keine schwarzen Diamanten in der Erde hat, soll die reichlichen weißen Kohlen über der Erde benutzen.

Wir haben eine Unterbilanz von 545 Millionen Franken jährlich; um diese ungeheure Summe übersteigt die Einfuhr die Ausfuhr. Es muß auch auf die Überfremdung aufmerksam gemacht haben. Wir haben 565,000 Ausländer in unsern Mauern; das ist unerhört viel und trübe nirgends zu bei einem Ländchen mit $\frac{3}{4}$

Millionen Einwohnern. Für das Unterrichtswesen gaben wir im Jahr 1910 83 Millionen Franken aus; Baselstadt verausgabte dafür pro Kopf 35,7 Franken, Uri 6,8 Franken. In die Fremdenindustrie wurden 800 Millionen Franken hineingelegt. Der Weltkrieg brachte auch hier böse Jahre. Gesellschaften mußten liquidieren, große Hotels ihren Betrieb einstellen, oder sie gingen ganz ein. Die 500,000 Reisenden, die sonst die schöne Schweiz besuchten, blieben eben aus.

Aus allen diesen Zahlen können wir viel lernen. Sie sind nicht betriübend, zeigen aber doch, wo wir den Hebel noch ansetzen müssen. Dann darf nicht vergessen werden, daß mit dem Fortschritte anderer Völker uns immer mehr Absatzgebiete verschlossen werden, ja daß uns sogar ein früheres Absatzland vom Weltmarkte verdrängen kann. Also müssen wir rasch aus der Schweiz machen, was aus ihr überhaupt zu machen ist, und da bieten sich noch viele Hilfsquellen. Von dem unschätzbaren Reichtum an Wasserkräften haben wir gesprochen; große Gebiete können durch Drainage wertvoll gemacht werden. Dem Obstbau wird in vielen Gegenden noch viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt; durch Güterzusammenlegungen würde ein viel besserer und billigerer Betrieb mit landwirtschaftlichen Maschinen ermöglicht.

* * *

Zum Schlusse möge noch eine Erwägung gestattet sein, obwohl sie nicht streng zum Thema gehört. So viele glauben, der Krieg sei ein notwendiges Übel und müsse geführt werden, weil sich zuviele Menschen auf der Erde befänden. Welcher Irrtum! Das Gegenteil ist der Fall. Der Raum fehlt mir, um zu beweisen, daß die Erde gar nicht übersiedelt ist. Viele Gegenden sind mangelhaft oder gar nicht bebaut; Millionenstädte ruhen unter dem Schutte, wo einst Leben und Fruchtbarkeit zu finden waren; Wüsten harren der Bewässerung; riesige Ländergebiete liegen wegen der todbringenden Fieber brach da. Nun hat der erfahrene Professor Hilgard in Zürich den ganzen Panamakanal in Begleitung des Oberingenieurs bereist, dann ein sehr interessantes Buch herausgegeben und gesagt, daß die Amerikaner zuerst die Fiebererreger vernichteten, daß sie drainierten, die Lämpel mit Petroleum überschütteten und es anzündeten, Busch- und Graswerk mit den Nestern und Eiern der Anophelesmücke vernichteten und so eine ganz gesunde, 16 Kilometer breite Kanalzone schufen. Da wo einst das Grab nicht nur der Europäer, sondern auch der Farbigen war, ist jede Gefahr verschwunden, hatte es auf den Höhen prächtige Villen für die höhern Kanalbeamten und dahin machten Tausende von Nordamerikanern Ausflüge, um die Arbeiten zu besichtigen. Was hier getan wurde, könnte überall in gefährdeten Gegenden geschehen und so ungezählten Millionen von Menschen eine sichere Existenz geschaffen werden. Hätte man einen Bruchteil der Hunderte von Milliarden, die der Weltkrieg gekostet, für die Entfieberung und Entseuchung der Erde verwendet, so könnte die zweie- und dreifache Menschheit ein glückliches Dasein führen. Möchten die kommenden Generationen sich dieser Einsicht nicht verschließen und aus unserm Planeten ein Paradies, was er sein könnte, machen!